

Leseprobe aus:
Gerda Blees
Wir sind Licht



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2022 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Gerda Blees

WIR SIND DAS LICHT

Roman

Aus dem Niederländischen
von Lisa Mensing

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2020
unter dem Titel *Wij zijn licht* im Verlag Podium,
Amsterdam.

Die Übersetzung dieses Buches wurde von der
niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

1. Auflage 2022

ISBN 978-3-552-07274-9

© Gerda Blee, 2020

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© 2022 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Nele Steinborn, Wien

Autorinnenfoto: © Bartjan de Bruijn

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: © plainpicture/Millennium/Sam Pelly

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

WIR SIND
DAS LICHT

Wir sind die Nacht. Wir bringen Düsternis und Trunkenheit, Katzenkämpfe, Schlaf und Schlaflosigkeit, Sex und Sterbefälle. Wer in aller Ruhe sterben möchte, ohne zu viel Trara und Drama, macht das vornehmlich in uns, der Nacht, während die angehenden Hinterbliebenen schlafen. So sehen wir des Nachts in diesem Land viele Krebs-, Herz- und Lungenpatienten und abgelebte alte Leute fast unbemerkt ihren Geist aushauchen. Doch auch die weniger friedlichen Arten des Sterbens sind uns nicht fremd. Prügeleien, Autounfälle, Mord und Todsschlag. Sie wollen nichts von den Gräueltaten wissen, deren Zeuge wir geworden sind, auch wenn Sie Horrorfilme mögen und einen starken Magen haben. Und wir möchten nicht darüber reden. Es gibt interessantere Arten zu sterben, man schaue sich nur die Frau an, auf die wir in diesem Moment unsere Aufmerksamkeit richten, bei der die erkennbaren Merkmale des friedvollen Sterbens mit beunruhigenden, abweichenden Umständen zusammenfallen.

Das Vertraute: ein Wohnzimmer mit Neunzigerjahremöbeln und geschmackloser Deko an den Wänden – große bunte Schmetterlinge aus Metall, alte Musikinstrumente in verschiedenen Größen – und eine schlafende Frau mit strähnigen grauen Haaren, so dünn und schwach, dass ihr Herz jeden Augenblick versagen könnte, neben sich ein Familienmitglied, der

Gesichtsform nach zu urteilen ihre Schwester, die ihre Hände umklammert, als wollte sie die fast Tote so am Leben halten.

Das Abweichende: alles andere, aber vor allem die Tatsache, dass die Schwestern mitten im Zimmer auf Luftmatratzen liegen, und der Anblick der restlichen Gesellschaft, ein Mann mittleren Alters und eine etwas jüngere Frau, die vom roten Sofa aus zusehen. Beide sind nur noch Haut und Knochen, wie die Sterbende; ihre Wangen sind eingefallen, ihre Augen liegen tief in den Höhlen. Sie sind zwar nicht im Begriff zu sterben, aber wir können ihre Skelette schon durch die Haut schimmern sehen. Und an der Art, wie sie atmen, als hätten sie Angst, zu viel Sauerstoff auf einmal aufzunehmen, kann man sehen, dass sie zwar nicht tot sind, aber dass sie genauso wenig voller Überzeugung leben. Vielleicht sitzen sie deshalb bei verschlossenen Fenstern in der stickigen Hitze des vergangenen Sommertags, ohne das Licht angemacht zu haben, sodass nur der orange Strahl einer Straßenlaterne zwischen den Gardinen ins Zimmer fällt, schräg über die Luftmatratzen der zwei liegenden Frauen.

Die Luftmatratzen sind uns hier schon öfter aufgefallen. Normalerweise sind es vier, auf denen die Sterbende, ihre Schwester und die zwei anderen nebeneinander auf dem Boden schlafen. Ansonsten passiert meistens wenig. Sie sind keine Nachtulen, die Frau auf dem Sofa ausgenommen, die oft mit weit aufgerissenen Augen an die Decke starrt, während ihr Magen unter der Fleecedecke blubbernde und saugende Geräusche macht. Hin und wieder zieht sie eine Grimasse. Sie ballt die Hände zu Fäusten. Sie beißt sich in die Knöchel. Sie saugt an der Unterlippe. Manchmal schläft sie nach einigen Stunden doch noch ein, aber oft krabbelt sie geräuschlos unter ihrer

Decke hervor, um im Badezimmer etwas Wasser aus dem Hahn zu trinken, und das wiederholt sich ungefähr jede Stunde.

Sie erweckt den Anschein, Hunger zu haben, aber wir konnten sie noch nie bei einem nächtlichen Ausflug zum Kühlschrank ertappen, den so viele andere machen, die wegen der blubbernden Leere in ihrem Magen keinen Schlaf finden können. In den drei Jahren, in denen wir sie so erlebt haben, haben wir sie nur ein einziges Mal in der Küche gesehen. Zuerst war sie eine Zeitlang vor dem Entsafter stehen geblieben, den sie streichelte, als handle es sich um ein liebes, flauschiges Haustier, und danach hatte sie sich vor den Kühlschrank gekniet, die Stirn an die Tür gelehnt. Über eine Stunde saß sie dort, ohne sich zu bewegen. Dann legte sie die Hand auf den Griff. Wir sahen, wie sich die Muskeln und Sehnen ihrer Hand anspannten, während sie mit all ihrer Kraft zudrückte. Ihr Ellbogen bewegte sich ein kleines Stückchen empor, und sie ließ los. Sie stand auf. Wankte. Hielt sich an der Anrichte fest. Beugte sich runter, den Kopf zwischen den Knien. Richtete sich wieder auf, langsamer diesmal. Machte einen vorsichtigen Schritt. Ihr Blick irrte durch die farblose Dunkelheit und blieb an einem Apfel hängen, der in der Obstschale auf der Anrichte lag. Sie ging hin, aber nahm ihn sich nicht. Sie beugte sich vor, bis sie mit der Nase ganz dicht an dem Apfel war, und fixierte ihn weiter.

Wenn wir sprechen könnten, hätten wir ihr zugerufen: »Iss doch, Frau, iss! Niemand hält dich auf.« Aber sie aß nicht. Als es ihr gelungen war, sich vom Apfel zu lösen und ins Wohnzimmer zurück zu schleichen, traf sie dort die Älteste der vier, diejenige, die jetzt im Sterben liegt, wach an, mit weit aufgesperrten Augen. Erschrocken blieb sie stehen, gefangen im Blick der Mitbewohnerin, ein Blick, der nichts ausdrückte: kein

Verständnis, keine Missbilligung, keine Beruhigung. Nichts. Und auf die gleiche, ausdruckslose Art schlossen sich die Augen wieder. Unsere hungrige Freundin ließ ihre Schultern sacken, kam langsam in Bewegung und legte sich wieder auf ihre Luftmatratze, um auf das Tageslicht zu warten.

Als Nacht von Welt bringt uns nichts so schnell aus dem Konzept, aber wir finden es schon auffällig, dass Menschen in einem Land wie diesem freiwillig Hunger leiden, obwohl die Nahrung buchstäblich in Reichweite ist. Als wollten sie gegen den herrschenden Überfluss protestieren.

Und jetzt ist nach dem Hunger der Tod eingetroffen, nicht für unsere chronisch Schlaflose, sondern für ihre Mitbewohnerin.

»Sie ist fort«, sagt die Schwester, die sich, ohne die Hände der Toten loszulassen, auf der Luftmatratze aufgesetzt hat. »Ich habe den Übergang gespürt. Sehr fließend war das. Wie schön. Wie besonders. Findet ihr nicht auch?«

Mit forschendem Blick sieht sie die anderen beiden an, die jetzt noch vorsichtiger atmen als zuvor. »Habt ihr das gesehen? Habt ihr gesehen, wie ruhig sie wurde, als ich ihre Hände genommen habe? Endlich konnte sie sich hingeben. Hat sie sich hingegen. Schön, oder? Dass es so abgelaufen ist. Dass wir nicht versucht haben, sie aufzuhalten? Oder? Petrus? Muriel?«

Petrus und Muriel rühren sich nicht. Ihre Gesichtsausdrücke sind unverwandt, während ihre Augen sich in alle Richtungen bewegen, nach etwas suchend, das im Halbdunkel nicht zu finden ist. Schließlich sagt Muriel: »Schön, ja.«

»Und du, Petrus? Wie fühlt sich das für dich an? Möchtest du etwas teilen?«

Petrus schließt die Augen und schüttelt den Kopf, als würde

er von einem Insekt geplagt, nach dem er sich nicht zu schlagen traut. Auf seiner Stirn glänzt Schweiß.

»Macht nichts«, sagt die Schwester. »Es ist auch nicht einfach, sich in solch einem intensiven Moment voll und ganz seinen Gefühlen zu stellen. Das ist nicht einfach, das verstehe ich nur zu gut.«

Ohne etwas zu sagen, steht Petrus auf, öffnet die Hintertür und geht in den Garten.

»Okay, Petrus«, sagt die Schwester, und zu Muriel: »Ist schon okay. Er befindet sich gerade im Widerstand. Macht nichts. Das wird gleich wieder. Elisabeth ist jetzt am wichtigsten. Kannst du mir das Telefon geben? Und die Nummer vom Hausarzt? Ich glaube, es ist besser, wenn ich jetzt bei ihr bleibe. Ich glaube, das braucht sie jetzt.«

Muriel steht auf, geht zu einem Rucksack in der Ecke des Zimmers, nimmt ein Handy heraus und gibt es der Schwester. »Die Nummer muss ich eben raussuchen.« Sie setzt sich an den Tisch und klappt den Laptop auf.

»Das ist lieb von dir, Muriel«, sagt die Schwester. »Wirklich lieb. Wie schön, dass wir beieinander sind. Dass wir alle zusammen bei Elisabeth waren. Das hat sie bestimmt gespürt. Das spürt sie. Ich spüre nämlich deutlich, dass sie noch im Zimmer ist. Du nicht?«

»Was hast du gesagt?«, fragt Muriel mit schwacher Stimme.

»Dass sie noch bei uns ist. Elisabeth. Ich spüre ihre Anwesenheit noch sehr deutlich. Aber ich bin natürlich auch ihre Schwester.«

Muriel schließt die Augen und runzelt die Stirn. Dann reißt sie die Augen wieder auf. Das blauweiße Licht des Laptops lässt ihr Gesicht noch gespenstischer erscheinen, als es sowieso

schon ist. »Ja«, sagt sie, »ja, ich spüre sie auch, ja.« Sie nickt kurz in Elisabeths Richtung und konzentriert sich dann wieder auf den Bildschirm. »Abends und nachts muss man den hausärztlichen Notfalldienst anrufen, steht hier.« Und sie nennt die Nummer, die die Schwester daraufhin ins Handy tippt.

»Ja, hallo. Melodie van Hellingen hier. Ich rufe wegen meiner Schwester an.«

Ab jetzt beschleunigen wir etwas, analog zu der Erfahrung, die jeder gemacht hat, der schon mal eine ganze Nacht lang wach war: Die Zeit vergeht erst langsam, doch dann ist plötzlich der Morgen da.

Es entspinnt sich eine Diskussion zwischen Melodie und der Rezeptionistin des Notfalldiensts, denn die Rezeptionistin sagt, sie werde den stellvertretenden Arzt schicken, doch Melodie ist es wichtig, dass ihr eigener Hausarzt sich die Tote ansieht, weil sie doch ein spezieller Fall sei, ihre Schwester, in Bezug auf ihre gesundheitliche Vergangenheit, aber auch wegen des emotionalen Bandes, und wenn ihr eigener Hausarzt wirklich nicht kommen könne, sei es sehr wichtig, dass sich der stellvertretende Arzt die Patientenakte genau durchlese, und auf der anderen Seite der Leitung sehen wir die Rezeptionistin mit den Augen rollen, wonach sie Melodie in besonders freundlichem Tonfall fragt, ob sie kurz schildern könne, wie ihre Schwester genau gestorben sei, und Melodie erzählt, dass alles sehr schön gewesen sei, weil Elisabeth sich endlich hingeben konnte, denn das Leben sei für sie immer ein Kampf gewesen, und während die Rezeptionistin »hm, hm« und »ja« sagt, wirft sie einen Blick auf das Geburtsdatum der Patientin und tippt etwas von einer undurchsichtigen Geschichte ein und »möglicher Suizid?«, und dann sagt sie zu Melodie, dass sie leider

wirklich einen Stellvertreter schicken müsse, der keinen Zugang zu der Akte habe, aber dass sie auf seine Professionalität zählen könne, und insgesamt findet Melodie, dass das ein ganz schön herzloses Vorgehen ist, ein unpersönliches System, das Regeln über Menschen stellt, aber die Rezeptionistin hat keine Zeit dafür, Melodie ausreden zu lassen, das Telefon blinkt und zeigt weitere Anrufe an, also sagt sie freundlich, aber bestimmt auf Wiedersehen, unterbricht die Verbindung und vervollständigt ihre Notizen für den Arzt, der Elisabeth van Hellingens Körper begutachten soll.

Sie habe ein ungutes Gefühl, was das Telefonat angehe, sagt Melodie zu Muriel und Petrus, der wieder ins Zimmer gekommen ist, sie finde es nicht schön, so nüchtern behandelt zu werden, vor allem nach solch einem besonderen, intimen, aber doch auch traurigen Erlebnis, und das sagt sie, ohne zu wissen, wie unschön man bald wirklich mit ihr verfahren wird, denn das System kennt Regeln und Verfahren, von denen der durchschnittliche, systemkritische Bürger keine Ahnung hat, und der stellvertretende Hausarzt, der inzwischen geklingelt hat und reingekommen ist, um die Tote zu untersuchen, befolgt das gesetzlich festgelegte Verfahren sorgfältig und wenig empathisch, wie Melodie bemängelt, weil er darauf besteht, dass sie das Licht anmacht und dass alle Mitbewohner das Wohnzimmer verlassen, damit er in Ruhe den Körper untersuchen kann, trotz der Tatsache, dass Melodie ihn darauf hinweist, dass sowohl das grelle Licht als auch die Abwesenheit ihrer Mitbewohner nicht gut für Elisabeth seien, und dann unterbricht er sie auch noch, als sie versucht, seine Fragen zu beantworten; er will nichts wissen über ihre Jugend und Elisabeths schlechte Konstitution und die kranke Mutter, mit der sie kurz

zuvor noch einen schönen Moment der Verbundenheit erlebt haben, er ist nur an der Diät interessiert, und wann Elisabeth zum letzten Mal etwas gegessen und getrunken hat und ob sie vielleicht manchmal bewusstseinsweiternde Mittel eingenommen hat, und zum Schluss teilt er ihnen mit, dass er leider daran zweifle, dass es sich hier um einen natürlichen Tod handle, und es mache keinen Unterschied, wie oft Melodie – durch das Genicke der beiden Mitbewohner unterstützt, die ihre Plätze auf dem roten Sofa wieder eingenommen haben – wiederhole, alles sei vollkommen natürlich abgelaufen, weil er sich auf seine eigene Wahrnehmung verlassen müsse, und was er wahrnehme, sei eine unschöne, beklemmende Atmosphäre und ein ernstzunehmender Grad an Untergewicht, sowohl bei der Toten als auch bei den Mitbewohnern, weshalb er zu viele Fragen zum Ableben von Frau van Hellingen habe, die vielleicht nicht mehr die Jüngste gewesen sei, aber längst nicht alt genug, um einfach so zu sterben, und sie könnten laut werden und sich auf den Kopf stellen, aber wenn er irgendeinen Zweifel habe, sei er gesetzlich dazu verpflichtet, umgehend die Gerichtsmedizin zu informieren, die wiederum die Polizei alarmiere, und ohne den weiteren Einwänden Gehör zu schenken, geht er in den Garten, um die Gerichtsmedizin anzurufen, was ihm, genau wie der Rezeptionistin zuvor, bei der Rückkehr ins Wohnzimmer Vorwürfe der Herzlosigkeit einbringt.

Zu Unrecht, finden wir; zwar hat der Stellvertreter mitten auf der Stirn eine tiefe Falte, aber nicht, weil er kalt- oder hartherzig ist, sondern gerade weil er die Dinge ernst nimmt, und deshalb würden wir lieber das Wort »unbeirrt« verwenden, um die Art zu beschreiben, wie er Melodies Proteste von sich abprallen und sich auf das Sofa fallen lässt, um zusammen mit

den drei Überlebenden, zwei wie gelähmt und eine extrem empört, auf die Ankunft der Polizei zu warten, damit diese den Fall übernehmen kann, und während er sich auf den Weg zum nächsten Patienten macht, und der Vorfall in seinem Kopf die Form einer erwähnenswerten Angelegenheit für das Notdienstmittagessen nächste Woche anzunehmen beginnt, bleiben die an Ort und Stelle geschickte Kriminalbeamtin und ihre beiden Kollegen in Blau zurück, um alles im Blick zu behalten, bis der Gerichtsmediziner kommt, was leider ganz schön lange dauert – anscheinend gab es in den letzten Stunden mehrere verdächtige Todesfälle –, und erst als der Gerichtsmediziner endlich angekommen ist, um eine zweite Untersuchung durchzuführen, und die ganze Gesellschaft wieder unter Melodies Protest das Zimmer verlassen hat, kann die Kommissarin zusammen mit dem Gerichtsmediziner und der stellvertretenden Staatsanwältin überprüfen, ob eine strafrechtliche Untersuchung eingeleitet werden muss, wofür ihre zwei Kollegen oben bleiben, um Melodie zuzuhören und ihr die Gelegenheit zu geben, kurz, aber wirklich kurz, ihren Vater anzurufen, um ihm die Situation zu schildern, während die Kommissarin nach einer Befragung der drei Überlebenden nach unten geht, um die nötigen Telefonate zu erledigen und sich mit der stellvertretenden Staatsanwältin zu beratschlagen, ob die Mitbewohner festgenommen werden sollten, und falls ja, aufgrund welchen Artikels, und sobald sie sich einig geworden sind, geht sie mit einem kühlen, um nicht zu sagen herzlosen Blick zurück nach oben, um die Bewohner aufgrund des Verdachts der fahrlässigen Tötung festzunehmen und sie über ihre Rechte zu belehren, und dann folgt eine Phase der Erschütterung, während sie auf den dritten Polizisten wartet, und nachdem der angekom-

men ist, um die dritte verdächtige Person mitnehmen zu können, werden Muriel, Petrus und Melodie jeder in einem anderen Auto zur Polizeiwache gefahren, während die Kommissarin und der Gerichtsmediziner am Tatort zurückbleiben, und wir würden gerne noch etwas länger bei den drei Häftlingen bleiben, vor allem bei Muriel, die trotz des Gefühlschaos immer noch einen schrecklichen Hunger zu haben scheint, aber bevor alles weitergeht, ziehen wir uns wieder langsam, wegen der unerbittlichen Erdrotation, hinter den westlichen Horizont zurück, wo schon andere interessante Tote und Schlaflose auf uns warten.

2

Wir sind der Tatort. Vor nicht allzu langer Zeit waren wir ein gewöhnliches Haus, wir unterschieden uns kaum von den anderen Häusern im Viertel, auch wenn wir ein paar merkwürdige Bewohner und ein leicht abweichendes Aussehen hatten. Aber seit in uns jemand gestorben und die Polizei angerückt ist, heißen wir Tatort.

»Schickst du noch jemanden zur Bewachung des Tatorts?«, sprach die Frau von der Polizei ins Telefon, nachdem unsere Bewohner, drei lebend und einer tot, mitgenommen worden waren. Eine Viertelstunde später hielt erneut ein Polizeiauto vor unserer Tür, und seit heute Morgen wuseln hier allerlei Menschen herum, die über nichts anderes reden als über uns: Tatort dies und Tatort das, und kommst du zum Tatort, und ich bin schon am Tatort.

Eine zweifelhafte Ehre, dieser neue Name. Die Menschen, die hier hereinspazieren, kann man beim besten Willen nicht bescheiden nennen. Ohne die Bewohner um ihre Erlaubnis zu bitten, betasten sie unsere Oberflächen mit gummibehandschuhten Händen und Wattestäbchen, kramen in unseren Schränken und stecken Gegenstände, die uns gehören, in durchsichtige Plastikbeutel. Schmeichelhaft, diese ganze Aufmerksamkeit, auf der einen Seite jedenfalls, auf der anderen Seite fühlt es sich allerdings ein bisschen invasiv an. Auch, dass

sie unsere Eingangstür einfach offen lassen, zwar mit einem rot-weißen Flatterband davor, aber trotzdem. All die Luft, die einfach so herein- und hinausströmt. Zugegeben, unser Raumklima ist oft etwas drückend und schwül, aber wir haben uns daran gewöhnt.

Niemand weiß, wie ein Haus ohne Menschen von innen aussieht, aber diese Leute kommen der Wahrheit ziemlich nahe. Sie sind in uns, aber sie sind auch außerhalb von uns. Sie laufen durch die erstarrte Version von uns, die entstand, als einer unserer Bewohner aufhörte zu leben und die anderen drei mitgenommen wurden.

Sie passen nicht hierher, diese Menschen. Sie sind zu groß, zu breit, zu laut. Unsere Treppenstufen sind so stampfende, schwere Körper gar nicht mehr gewohnt. Weder das Gewicht noch das Geräusch. Sie könnten ruhig etwas vorsichtiger mit uns umgehen, wenn man bedenkt, dass wir der Ort sind, an dem die Antwort liegt. Das behauptet jedenfalls er, der Mann mit dem Schnurrbart und dem Bauch – was für ein Bauch, so einen Bauch haben wir seit Jahren nicht mehr gesehen –, der in seiner normalen Kleidung vor unserer offenen Eingangstür steht, zusammen mit einer barsch dreinblickenden Frau, während drinnen uniformierte Menschen mit Gummihandschuhen und Plastikbeuteln ihrer Arbeit nachgehen. »Die Antwort liegt am Tatort, sage ich immer. Aber wenn ich meiner Spürnase traue, dann glaube ich nicht, dass wir hier wirklich einen Fall haben. Wenn ich die Stimmung hier so aufsauge.«

Er schnuppert, während er unsere Fassade von oben bis unten in sich aufnimmt – sofort schämen wir uns für die Farben unserer Tür- und Fensterrahmen: Orange, Gelb, Lila und Grün. Keine Farben, die wir selbst ausgewählt hätten, aber uns fragt

ja niemand, wenn es um unser Aussehen oder unsere Einrichtung geht. Eine Zeitlang begutachten er und die Frau die fünf roten Schilder neben der Tür. Auf dem obersten steht in orangen Buchstaben WOHNGRUPPE KLANG & LIEBE, darunter ist eine Notenlinie mit ein paar Noten abgebildet. Unter dem Schild vier einzelne Schilder mit den Namen unserer Bewohner, auch in orangen Buchstaben. MELODIE VAN HELLINGEN. ELISABETH VAN HELLINGEN. PETRUS ZWARTS. MURIEL DE VREE. Die Namen wurden nach dem Alter aufgehängt, bis auf Melodie, die hängt oben, obwohl sie jünger als Elisabeth ist.

Die Frau schreibt etwas auf ihren Notizblock. »Klang und Liebe«, sagt sie. »Eine tolle Liebe ist das, wenn man die eigene Schwester verhungern lässt.«

»Na, na«, antwortet der Mann, »so kenne ich dich gar nicht, Lies. Wir urteilen nicht, wir ermitteln.«

Er hält das rot-weiße Flatterband für sie hoch, damit sie drunter hergehen kann, und folgt ihr in den Flur. Ein Mann mit Plastikbeuteln, der die Treppe runterkommt, nickt ihnen zu und geht ins Wohnzimmer.

»Schauen wir uns erst mal in Ruhe um«, sagt Lies.

Sie fangen mit der Haustür an. Die kleinen Gardinen, der tropfenförmige Glasgegenstand, der an einer Angelschnur vor dem Fenster hängt, das Windspiel, mit Klebeband an der Seite der Deckenlampe befestigt, sodass die Stäbe sanft läuten, wenn jemand die Haustür öffnet oder schließt. Die hellgelben Wände des Flurs. Wir erinnern uns noch daran, wie Melodie und Petrus unsere Wände mit dieser Farbe strichen.

»Die Farbe der Sonne«, sagte sie. »Das gibt uns Energie.«

Im Badezimmer hat jede Wand eine andere Farbe, und die

Decke hat auch einen eigenen Farbton, jeder durfte eine Farbe aussuchen. Ein Geburtstagskalender mit Buntstiftzeichnungen von Engeln hängt an der Innenseite der Tür. Diesen Monat hat niemand Geburtstag. Auch im restlichen Kalender stehen nur wenige Namen, insgesamt vielleicht zehn, alle in Melodies Handschrift, die gesagt hatte: »Ich finde es schön, wenn wir zusammen überlegen, wen wir in den Kalender eintragen wollen. Denn wenn man den Namen im Badezimmer liest, spürt man doch etwas von der Energie der Person.«

Der Mann und Lies dringen tiefer in uns ein. Sie lesen uns, sie lauschen. Hätten wir Arme, würden wir sie schützend vor unsere Zimmer halten, um unsere intimsten Bereiche vor ihren fremden Augen und Händen zu verbergen. Im Wohnzimmer inspizieren sie die Schmetterlinge an der Wand. Er zupft mit seinen dicken Fingern an den Saiten der Instrumente, die in zwei Viererreihen an den Wänden hängen. Vier Viole da Gamba, vier Lauten. Zwei Luftmatratzen liegen noch mitten im Raum auf dem Boden, zwei weitere stehen aufrecht zwischen zwei hohen Regalen.

»So schlafen die hier also«, sagt der dicke Mann. Er hockt sich neben eine der Luftmatratzen und drückt drauf; sie federt leicht mit. »Spartanisch. Ich frage mich, ob sie auch immer um halb fünf aufstehen.«

Aber das machen sie nicht, das können wir bezeugen. In diesem Haus regiert das Tageslicht. Wenn es morgens durch die Gardinen ins Zimmer scheint, machen die Bewohner einer nach dem anderen die Augen auf und kommen schweigend in Bewegung. Sie falten ihre Laken und die blauen Fleecedecken zusammen und stellen ihre Luftmatratzen zwischen die Regale.

»Möchte jemand Saft?«, fragt Muriel meistens, aber Melo-

die findet es besser, damit noch etwas zu warten, um sich erst aufeinander abzustimmen. Sie nehmen ihre Meditationskissen vom Stapel neben dem Sofa, legen sie im Kreis auf den Boden, setzen sich im Schneidersitz hin und schließen die Augen. Melodie sagt, dass sie sich alle auf ihre Atmung konzentrieren sollen, wobei sie sich bei jedem Ausatmen weiter entspannen, und dann darf derjenige, der einen Impuls spürt, anfangen, ein Geräusch zu machen, und Melodie ist immer diejenige, die den Impuls als Erste spürt. Wenn sie angefangen hat, setzen die anderen ein, jeder in einer anderen Tonlage, und dann wirkt es so, als würden sie versuchen, eine Art Harmonie hinzubekommen. Manchmal sagt Melodie »stopp«. Dann müssen sie besser zuhören, sich besser aufeinander abstimmen. Wenn Melodie zufrieden ist, ergreift sie die Hand eines Mitbewohners, und derjenige macht das Gleiche, bis sie einander alle festhalten, und dann sehen wir, wie sie unbehaglich hin und her rutschen und ihre Stirn runzeln, und das Geräusch schwillt weiter an, und manchmal öffnen sie ihre Augen einen Spalt und schielen sich verstohlen an, und nach ein paar Minuten klingt das Geräusch allmählich wieder ab. Es klingt nicht grässlich, aber es klingt auch nicht besonders schön. Als Musik kann man das jedenfalls nicht bezeichnen. Klang ist ein besseres Wort, deshalb wahrscheinlich auch das Schild **WOHNGRUPPE KLANG & LIEBE**.

Melodie hat eine Engelsgeduld. Das glaubt sie jedenfalls selbst. »Es verlangt einem einiges ab, mit all euren Emotionen konfrontiert zu werden«, sagt sie zu den anderen, wenn die weinen müssen oder wütend werden oder keine Lust haben zu reden. »Manchmal habe ich das Gefühl, ich weiß besser, was in euch vorgeht, als ihr selbst. Das ist eine ganz schön große Ver-

antwortung, das versteht ihr doch.« Und dann fangen ihre Augen an zu tränen, aber meistens weint sie nicht wirklich.

»Wollt ihr die hier zuerst überprüfen? Dann können wir danach mit dem Inhalt weitermachen«, sagt Lies zu dem Mann, der jetzt mit den Gegenständen im Wohnzimmer beschäftigt ist, und sie nickt in Richtung der beiden Laptops. Wir schlucken. Zwei unserer intimsten Informationsträger, einfach vom Tisch genommen und in Beutel gesteckt. Sie haben viel Zeit an diesen Laptops verbracht. Man sieht ihren Schweiß noch an den Tasten kleben. Als die anderen drei gerade bei Melodie eingezogen waren, gab es nur einen, der ausschließlich von Melodie benutzt wurde, aber nach einiger Zeit forderte Petrus eigene Computerzeit ein, und dann wollte Muriel auch. Ein zweiter Laptop kam hinzu, und es tauchte ein rosa Blatt Papier an der Pinnwand über dem Esstisch auf, das dort immer noch hängt. Lies fotografiert es.

WER BENUTZT DIE LAPTOPS?		
	GROSSER LAPTOP	KLEINER LAPTOP
10–12 Uhr	Melodie	Petrus
14–16 Uhr	Muriel	Melodie
16–18 Uhr	Melodie	Petrus
20–21 Uhr	Petrus	Muriel

Melodie benötigte am meisten Zeit, weil sie die Texte für die Website und den Newsletter schrieb, und dann hatte sie auch noch einen Blog, auf dem sie persönliche Dinge teilte.

»Melodie erzählt«, ist das ein guter Name für einen Blog?«, hatte sie die anderen gefragt, und die anderen bejahten das.

»Das Opfer steht nicht drauf«, sagt Lies, »auf dem Laptopzeitplan«.

»Vielleicht hatte sie mit Computern nichts am Hut? Oder sie war schwachsinnig?«

»Nein, davon steht nichts in den Zeugenaussagen.«

Aber wenn man hörte, wie Melodie mit Elisabeth sprach, hätte man das schon manchmal denken können. Sie hat fast keine Spuren in uns hinterlassen, nur ein paar Buntstiftzeichnungen.

»Schau mal, Elisabeth«, sagte Melodie, während sie ihr zwei Notenblätter über den Tisch zuschob, eines mit eingetragenen Noten, das andere leer. Hättest du vielleicht Lust, diese Musiknoten mit Buntstiften zu übertragen?«

Und wenn Elisabeth nicht antwortete: »Mach das mal. Das wird dir guttun.« Woraufhin Elisabeth die Buntstifte und die Notenblätter nahm und zu malen anfang, den Kopf über das Papier gebeugt, die Zungenspitze zwischen den Lippen.

Würde uns jemand fragen, wie ihre Stimme eigentlich klang, die Stimme von Elisabeth, dann müssten wir sagen, dass wir das nicht mehr wissen. Sie hat dermaßen selten gesprochen, dass sie die anderen damit manchmal in den Wahnsinn trieb. Und wenn sie dann doch versuchte, etwas zu sagen, wurde sie mitten im Satz unterbrochen.

»Ich danke der Sonne für ihre unendliche Energie«, liest Lies von einem mit Buntstift beschriebenen Zettel an der Pinnwand vor. »Die Welt ist ein Ort des Überflusses. Liebe ist mein Geburtsrecht. Es ist genug für alle da.« Sie schnaubt. »Außer Essen. Hast du schon einen Blick in den Kühlschrank geworfen, Ton?«

Der Mann mit dem Bauch, der anscheinend Ton heißt, ist inzwischen vom Tisch aufgestanden und geht durch die Küche.

»Hier gibt's nicht viel zu sehen«, ruft er, während Lies am Esstisch den Stapel Zeitungen und Zeitschriften durchgeht. *Anders wohnen, anders leben; Monatsblatt »Eingeimpft«; Happiness; Genug – Zeitschrift für Konsumverminderer*. Sie rückt den Stapel gerade und folgt Ton.

»Immerhin ein Entsafter. Und genügend Staudensellerie für einen wunderbar nahrhaften Gemüsesaft«, merkt sie an, während sie über seine Schulter hinweg den Kühlschranksinhalt inspiziert. »Unglaublich. Das macht mich so wütend.«

»Ja, davon kann man nicht wirklich leben, oder?«, sagt Ton.

»Man kann ziemlich lange mit ein paar Selleriestangen pro Tag überleben«, antwortet Lies. »Glaub mir.«

»Schräge Typen, oder? Echt schräg«, sagt Ton. »Allerdings frage ich mich wirklich, ob wir hieraus einen Fall machen können. Wenn ich mir das Briefing so ansehe, klingt das alles sehr dürftig.«

»Herrgott noch mal, Ton. Die Frau ist tot, okay. Dass hier keine Pistole rumliegt, bedeutet nicht, dass nichts passiert ist, das solltest du ja wohl wissen. Du mit deinem ›wir urteilen nicht‹. Nur weil die Staatsanwaltschaft eine Frau geschickt hat und die beim letzten Fall nicht deiner Meinung war. Du bist einfach nur eingeschnappt.«